

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 8

Artikel: Maria Chapdelaine : Roman. Teil 11
Autor: Hémon, Louis
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666557>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Maria Chapdelaine.

Roman von Louis Hémon.

(Fortsetzung.)

XI

In einem Februarabend sagte Vater Chapdelaine:

„Die Wege sind schön. Wenn du willst, Maria, gehen wir Sonntag zur Messe nach La Pipe.“

„Das ist recht, Vater.“

Aber sie sagte das in so müdem, fast gleichgültigem Tone, daß ihre Eltern sich verstohlen einen Blick zuwarfen.

Landleute sterben nicht an Liebeschmerzen, noch tragen sie sie ihr Leben lang mit sich herum. Sie sind der Natur zu nahe und erkennen zu klar, was für Dinge es sind, die im Leben vorherrschen und auf die es ankommt. Darum wohl auch vermeiden sie meist die großen pathetischen Worte und sagen gern „Freundschaft“ statt „Liebe“ und „Verdruß“ statt „Schmerz“. Sie wollen damit gleichsam den Leiden und Freuden des Herzens ihren richtigen bescheidenen Platz anweisen neben jenen andern soviel wirklicheren und wichtigeren Sorgen, die die tägliche Arbeit, die Ernte und das spätere „behagliche Leben“ betreffen.

Maria hatte keinen Augenblick gedacht, daß ihr Leben nun zu Ende sei, oder daß die Welt für sie nur noch ein Jammertal wäre, weil François Paradis nie wiederkehren würde, nicht im Frühling und nicht später. Sie war nur von Herzen unglücklich, und solange dieser Kummer anhielt, konnte sie nicht an die Zukunft denken.

Am Sonntag begannen Vater Chapdelaine und seine Tochter schon früh am Morgen sich für die zweistündige Fahrt zu rüsten, die sie nach Saint-Henri-de-Taillon bringen sollte, wo sich die Kirche befand. Schon vor halb acht Uhr war Karl-Eugen angespannt; Maria, die ihren großen Winterpelz trug, steckte noch sorgfältig die lange Besorgungsliste, die ihre Mutter ihr gegeben hatte, in ihr Täschchen, und ein paar Minuten später ertönten die kleinen Schellen am Pferdgeschirr, und die übrige Familie versammelte sich an dem kleinen viereckigen Fenster, um den Abfahrenden nachzusehen.

Eine Stunde lang konnte das Pferd nur im Schritt gehen, da es bis zu den Knien im Schnee einsank, denn Chapdelaines waren die einzigen, die diese Strecke fuhren, und hatten den Weg selbst bezeichnet und geschaufelt; er war aber noch nicht genug festgetreten, um glatt und hart

zu werden. Erst als sie den ausgetretenen Weg erreichten, begann Karl-Eugen munter zu traben.

Sie fuhren durch Honfleur, ein Dörfchen von acht weitverstreuten Häusern, und kamen dann wieder in den Wald. Nach und nach tauchten ein paar Felder auf, in langen Zwischenräumen erschienen ein paar Häuser am Rande des Weges. Der dunkle Saum trat immer weiter zurück, und bald waren sie mitten im Dorf und mitten unter andern Schlitten, die ebenfalls zur Kirche fuhren.

Maria war seit Beginn des neuen Jahres schon dreimal zur Messe in Saint-Henri-de-Taillon gewesen, das im Munde der Einheimischen hartnäckig weiter La Pipe heißt, wie in den heroischen Zeiten der ersten Ansiedler. Es bedeutete dies für sie nicht nur den Genuß der heiligen Messe, sondern gleichzeitig fast die einzige Zerstreuung, die möglich war, und ihr Vater hatte sich bemüht, sie ihr recht oft zu verschaffen, weil er meinte, das seltene Schauspiel des Gottesdienstes und das Zusammensein mit ein paar Bekannten würden ihr helfen, ihrer Traurigkeit Herr zu werden.

Diesmal gingen sie, als die Messe vorüber war, nicht wie sonst zum Besuch in befreundete Häuser, sondern ins Pfarrhaus. Dort hatten sich schon eine Menge Gemeindeglieder von ferner gelegenen Farmen eingestellt, denn der kanadische Priester ist nicht nur der Seelenhirte seiner Beichtkinder, sondern auch ihr Ratgeber in allen Angelegenheiten, der Schiedsrichter bei ihren Streitigkeiten und in Wahrheit die einzige Persönlichkeit, die über ihnen steht und an die sie sich mit ihren Nöten wenden können.

Der Pfarrer von Saint-Henri widmete sich jedem der Besucher, die bei ihm Rat holen wollten, fertigte die einen mit ein paar kurzen Worten ab inmitten der allgemeinen Unterhaltung, an der er sich selbst munter beteiligte, andre durch eine längere Unterredung unter vier Augen im anstoßenden Zimmer. Als Chapdelaines an die Reihe kommen sollten, sah er auf die Uhr.

„Man sollte erst einmal zu Mittag essen, wie?“ sagte er gutgelaunt. „Ihr müßt von euerm langen Weg einen guten Appetit mitgebracht haben, und ich — mich macht das Messelernen immer ganz unvernünftig hungrig.“

Er lachte aus vollem Halse und freute sich selbst am allermeisten über seinen Witz. Dann ging er seinen Gästen voran in das Eßzimmer.

Noch ein anderer Priester war da, der aus einer benachbarten Gemeinde herübergekommen war, und ein paar Landleute. Die ganze Unterhaltung bei Tisch drehte sich nur um landwirtschaftliche Fragen, die ab und zu von komischen Geschichten oder harmlosen Neckereien unterbrochen wurden. Von Zeit zu Zeit fiel einem der Bauern ein, bei wem er zu Gaste war, und er flocht irgendeine fromme Betrachtung ein, die die Priester mit kurzem Nicken und einem zerstreuten „Ja, ja“ aufnahmen.

Endlich ging das Mittagessen zu Ende. Einige der Gäste verabschiedeten sich, sobald sie ihre Pfeifen angezündet hatten. Der Pfarrer fing einen Blick von Vater Chapdelaine auf, bei dem ihm etwas einzufallen schien. Er stand auf und machte Maria ein Zeichen.

„Komm doch einmal einen Augenblick mit herüber, du“, sagte er.

Er ging ihr voran in das anstoßende Zimmer, das ihm gleichzeitig als Empfangszimmer und Büro diente.

Da stand ein kleines Harmonium an der Wand, an der andern Seite ein Tisch, auf dem landwirtschaftliche Zeitschriften, ein Gesetzbuch und ein paar in schwarzes Leder gebundene Bücher lagen. An der Wand hing das Bild von Papst Pius X., ein Stich, die heilige Familie darstellend, und ein farbiges Brett, auf dem Bilder von Schlitten und Dreschmaschinen eines Quebecer Fabrikanten friedlich neben mehreren amtlichen Bekanntmachungen und Verordnungen betreffs Waldbränden oder Viehseuchen hingen.

„Du scheinst dich ja ganz grundlos zu quälen, wie?“, sagte er mit ziemlich sanfter Stimme und wandte sich Maria zu.

Sie sah ihn demütig an und war offenbar des guten Glaubens, er habe kraft seiner übernatürlichen Macht als Priester ihren Kummer erraten, ohne daß irgend jemand ihm davon gesagt hätte. Er beugte seine hohe Gestalt ein wenig und neigte sein mageres Bauerngesicht zu ihr hin; denn unter der Soutane war er doch ein echter Landmann mit gelbem hageren Gesicht, mißtrauischen Augen und breiten knöchigen Schultern. Selbst die Hände, mit denen er den Segen spendete, waren verarbeitete Bauernhände mit geschwollenen Adern unter der braunen Haut. Aber Maria sah in ihm nur den Priester, den Pfarrer seiner Gemeinde, der von Gott gesandt war, um ihr das Leben zu erklären und ihr den Weg zu zeigen.

„Setz dich dorthin“, sagte er, indem er auf einen Stuhl deutete.

Sie setzte sich, halb wie ein gescholtenes Schulkind, halb wie eine Frau, die den Zauberer in seiner Höhle aufsucht, und wartete mit einem Gemisch von Vertrauen und Angst auf die Wirkung der übernatürlichen Kräfte. —

Eine Stunde später glitt der Schlitten wieder über den harten Schnee. Vater Chapdelaine begann schläfrig zu werden, und die Zügel entglitten nach und nach seinen Händen.

Noch einmal raffte er sich auf, hob den Kopf und begann mit voller Stimme wieder das Kirchenlied zu singen, das er beim Verlassen des Dorfes angestimmt hatte:

... Anbeten laßt uns Ihn da droben,
Am Altar wollen wir Ihn loben...

dann schwieg er, sein Kinn sank immer tiefer auf die Brust, und man hörte auf dem Wege kein andres Geräusch mehr als das helle Schellengeläute.

Maria dachte an die Worte des Priesters: „Wenn ihr euch lieb hattet, so verstehe ich wohl, daß du Kummer hast. Aber ihr wart nicht verlobt, da du deinen Eltern nichts davon gesagt hattest und er auch nicht. Dich darum so gehen zu lassen und so zu trauern um einen Burschen, der dir schließlich nichts war — das ist nicht recht, das gehört sich nicht...“

Und weiter:

„Messen für ihn lesen lassen und für ihn beten, das ist recht, etwas Besseres kannst du gar nicht tun. Drei große Messen mit Gesang und drei andre, wenn deine Brüder aus dem Wald zurückkommen, wie dein Vater mir gesagt hat, das wird ihm natürlich wohl tun, und du kannst dir denken, daß ihm das lieber ist als Klagen und Jammern, weil dadurch seine Zeit im Fegefeuer abgekürzt wird. Aber dich ohne Grund abhärmen und ein Gesicht machen, daß das ganze Haus darunter leidet, das hat keinen Sinn und Verstand, und das mag der liebe Gott nicht.“

Das alles sagte er nicht wie ein Tröstender oder wie ein Ratgeber, der es mit zarten Herzensangelegenheiten zu tun hat, sondern eher wie ein Jurist oder ein Naturwissenschaftler, der ganz sachlich absolute feststehende Formeln ausspricht.

„Ein Mädchen wie du, hübsch anzusehen, gesund und kräftig und dabei tüchtig im Hause, die ist dazu da, ihre alten Eltern zu erheitern und dann später sich zu verheiraten und eine christliche

Familie zu gründen. Du hast nicht die Absicht, ins Kloster zu gehen? Nein. Dann wirst du aufhören, dich zu grämen, weil es ein unheiliger und unpassender Gram ist, da dieser Bursche dir doch nichts war. Und der liebe Gott weiß, was uns gut ist, man darf sich weder auflehnen noch beklagen . . .“

Ein Satz aus diesem allem war bei Maria auf einigen Unglauben gestoßen: die Versicherung des Priesters, daß François Paradis sich dort, wo er jetzt war, einzig und allein um die für die Ruhe seiner Seele gelesenen Messen bekümmere und nicht um die innige und tiefe Trauer, in der er sie zurückgelassen hatte. Das konnte sie einfach nicht glauben. Außerstande, ihn sich im Tode anders vorzustellen, als er im Leben gewesen war, meinte sie im Gegenteil, er müsse glücklich und dankbar diese tiefe Trauer erkennen, die die nun zwecklos gewordene Liebe ein wenig über den Tod hinaus verlängere. Aber schließlich, wenn der Priester es gesagt hatte . . .

Der Weg schlängelte sich zwischen den düsternen, tief im Schnee steckenden Bäumen hin. Eichhörnchen, die von der raschen Fahrt des Schlittens und dem Geklingel der Schellen aufgeschreckt waren, erreichten mit ein paar Sprüngen den Stamm der Tannen und kletterten daran hoch, sich an der Rinde festhaltend. Von dem grauen Himmel sank eine grimmige Kälte auf die weiße Erde hernieder, und der Wind schnitt einem ins Gesicht, denn es war Februar, was in Quebec noch zwei volle Monate Winter bedeutet.

Während das Pferd Karl-Eugen auf dem har-

ten Schnee dahintrabte und die beiden Reisenden zu ihrem einsamen Haus zurückbrachte, dachte Maria an das, was ihr der Pfarrer von Saint-Henri befohlen hatte, und verbannte aus ihrem Herzen alle Trauer und allen Kummer so vollständig, wie es ihr nur irgend möglich war, und mit derselben schlichten Selbstverständlichkeit, mit der sie die Versuchung zu einem Tanzabend, einem leichtfertigen Fest oder irgendeiner andern scheinbar unredlichen und verbotenen Handlung von sich gewiesen hätte.

Sie kamen zu Hause an, als es dunkel wurde. Der Himmel war den ganzen Tag grau und die Sonne unsichtbar geblieben, so brachte der Abend nur ein langsames Verlöschen des Tageslichts. Trauer lastete auf dem bleifarbenen Schnee. Die Tannen und Zypressen sahen nicht wie lebende Bäume aus, und die kahlen Birken ließen noch keinen Gedanken an Frühling aufkommen. Maria stieg fröstelnd aus dem Schlitten und achtete kaum auf „Hunds“ fröhliches Bellen und seine Sprünge, noch auf die Rufe der Kinder, die sie von der Schwelle aus begrüßten. Die Welt erschien ihr seltsam leer an diesem Abend — ihre Liebe war ihr genommen, und nun verbot man ihr auch zu trauern. Ganz schnell ging sie ins Haus, ohne sich umzusehen, und empfand dabei zum erstenmal etwas wie Furcht und Haß gegenüber dem einsamen, verlassenen Lande, dem finstern Wald, der Kälte, dem Schnee und all den Dingen, unter denen sie aufgewachsen war und die sie gesegnet hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Wittertannen.

Im Bergwald, um den gestorenen See,
Da wachsen die dunklen Tannen im Schnee,
Doch einzelne steigen vom Tannenschlag
An jäher Felsenwand zu Tag.

Sie ringen tapfer und zwingen den Berg,
Und ist auch die Kühnste nur noch ein Zwerg,
Und darben die Wurzeln im kargen Gestein,
Die Wipfel reichen zum Himmel hinein.

Und sind sie auch schutzlos, von allen verkannt,
Und glaubt sie das Baumwolk im Tale verbannt,
Und streift sie der Bliß, und krümmt sie der Wind,
Es ahnet doch keiner, wie reich sie sind.

Sie schauen in die Unendlichkeit,
Und ihre Seele wird reif und weit,
Sie setzen sterbend ihr Leben ein,
Um der ewigen Sonne am nächsten zu sein.

Freddy Ammann-Meuring.

Splügen — ein neues Skiland.

Von Alfred Graber.

(Mit Bildern vom Verfasser.)

Einmal war Splügen ein wichtiger Umladeort auf dem weiten Wege zwischen Süd und Nord. Die Gasthäuser in einem patrizischen Stile bewillkommten den Reisenden, und hohe steinerne

Bauten sorgten für die Unterbringung der Waren. Mit der Eröffnung der Gotthardbahn aber ging der Wohlstand in diesem Tale des Hinterrheins zurück. Wer mochte auch noch die langen